

(Nachdruck verboten.)

2)

Verloren.

Eine Leidensgeschichte aus dem Volke.

Von Robert Schweichel.

„Ja, es ist ein warmer Tag,“ sagte Regine, immer nach den Studenten hinblickend, und dann ihre weiße Schürze glatt streichend. „Soll ich Ihnen gleich noch ein Schöppchen bringen, Herr Amtsrichter?“

„Oho,“ lachte Herr Meyhofer, „wo denken Sie hin? Sie meinen wohl, ich könnte es noch mit den flotten Burschen drüben aufnehmen? Die Zeiten sind vorüber.“

Auch Regine lachte. Und warum sollte sie nicht lachen? Sie hatte hübsche weiße Zähne und einige von den Studenten hatten schon wiederholt nach ihr hingeschaut, mehr neugierig freilich als bewundernd. So übel war Regine indessen nicht, wenn auch der Flaum der Jugend, der Mariens schönster Reiz, von ihrer Gestalt bereits hinweggewischt war. Sie war ein wenig hager, aber ihre Haut sehr weiß, und sie besaß eine große Fülle blonden Haares, das in der Sonne wie rotes Gold glänzte. Ihr Gesicht hatte einen etwas strengen Ausdruck, wie ihn die Gewohnheit des Herrschens gibt, denn Regine führte das Regiment im Hause; ihre blauen Augen glichen einem kalten Winterhimmel. Gegenwärtig wurde das Gebieterische in ihren Zügen durch das Bewußtsein gemildert, daß sie von den Studenten nicht unbemerkt geliebt sei, und noch lachend und sich in den Hüften wiegend verließ sie den Tisch des Amtsrichters.

„Vorüber lachen Sie denn, schönes Kind?“ und der Arm eines bärtigen Musenjohnes umschlang Regine.

Regine galt in ganz Rosenburg, und wohl nicht mit Unrecht, für stolz, war sie doch das einzige Kind des blauen Engels, und Jeremias Petermann war reich. Die Kühnheit des Studenten schien sie aber diesmal nicht zum Bewußtsein ihres Stolzes gelangen zu lassen. Sie machte sich zwar mit Geziertheit frei, doch stand sie Rede und nicht nur dem kühnen Bärtigen.

Dem Amtsrichter Meyhofer schien das muntere Treiben der Studenten große Teilnahme einzufloßen. Die Zeiten waren freilich schon lange vorüber, wo er selbst mit einer solchen dreifarbenen Mütze umherstolzte; allein die Erinnerung an die flotte Burschenzeit war nicht von ihm gewichen, wenn auch auf ihr ein zwanzigjähriger Akt und Amtstaub lagerte. Sie glich dem immer schwindenden Gedächtnis einer ersten Liebe und Herr Meyhofer war ein Junggeselle geblieben. Ja, der Herr Amtsrichter war einst ein flotter Bursche gewesen, wie nur je einer mit bunter Mütze, sporenklirrend und ziegenhainerstampfend die Mittelsteine in den Straßen der Universitätsstadt trotzig behauptet hatte. Ach, und hatte er nicht zwei Semester hindurch mit unumschränkter fürstlicher Gewalt den Bierstaat regiert?

Obgleich es ein warmer Tag und das Bier vortrefflich war, so führte der Amtsrichter doch den Krug nicht zum zweiten Male zum Munde. Seine Erinnerungen an die fröhliche selige Universitätszeit waren wach geworden und er dachte an ein geheimes Schubfach seines Schreibtisches. In diesem Schubfach ruhten die Reliquien seiner Studienjahre: ein abgenutztes Niederbuch, dessen Blätter die Male manchen Gelages in ihren gelben und braunen Flecken wiesen, die vielfach durchstochene Mütze und das bunte mit Namen beschriftete Band, welches des Burschen Brust umzogen hatte. Diese Mütze, dieses Band trugen dieselben drei Farben, welche die Musenjohnen dort unter dem Apfelbaum schmückten.

Herr Meyhofer leerte seinen Schoppen mit einiger Aufregung; dann stand er auf und trat an den Tisch der Studenten.

„Ich grüße die Herren Kommilitonen,“ sagte er. „Man vergißt die Farben nicht, die man selbst einmal getragen hat. Es mag wohl einige zwanzig Jahre her sein, daß ich die Ehre hatte, Senior Ihres Korps zu sein. Wenn Sie mit deren Annalen bekannt sind, so haben sie auch meinen Namen in denselben gefunden. Ich heiße Meyhofer, genannt Schrumm.“

Da schnellten die Bursche von den Bänken auf.

„Hurra, der Schrumm!“ schrien sie durcheinander. „Altes Haus! — Tuf!“

„Tuf, der zweiundvierzigste Bierregent dieses Namens usw.“ ergänzte der Amtsrichter lächelnd.

„Bruderherz! Goldschrumm!“ rief es dagegen.

Ueber die Bänke und den Tisch sprangen sie, um dem ehemaligen Senior die Hand zu drücken, ihn zu umarmen und zu küssen. Sie waren gar stürmisch in ihrer Zärtlichkeit und dem beleibten Amtsrichter verging fast der Atem bei den Umarmungen und Küssen. Die Augen wurden ihm feucht darüber, daß sein Name noch in so lebhaftem Andenken bei der jungen Generation stand. Nun, er hatte auch während seines Trienniums redlich durch tolle Streiche dafür gesorgt, nicht sobald vergessen zu werden.

„Und nun bringen Sie mir noch ein Schöppchen, Fräulein Regine,“ sagte der Amtsrichter, indem er vergnügt unter den jungen Leuten Platz nahm, die sich um die Ehre stritten, zur Linken oder zur Rechten des gloriosen Schrumm zu sitzen.

„Was, einen Schoppen?“ rief einer. „Tuf und einen Schoppen?“

„Eine Maß, eine Maß!“ fielen andere ein. „He, Wirtshaus, Engel, eine Maß!“ Und Krüge, Fäuste, Stöcke trommelten auf den Tisch.

Marie lief nach einem Maßkrüge, während der Wirt durch den Lärm aus dem Keller herbeigezogen wurde. Da durchblitzte einen der Musenjohnen ein glücklicher Gedanke, er sprang auf und schrie: „Silentium!“

„Silentium, Silentium!“ hallte es nach. „Pipin will eine Rede halten!“

Pipin, ein kleines Burschen, das wohl noch kein halbes Jahr an den Brüsten der Weisheit gesogen hatte, sprang auf die Bank, winkte mit seiner Mütze und rief:

„Kommilitonen! Keine Maß, denn unsere Freude ist ungemessen. Ich proponiere zur Ehre des Tages ein Fäßchen! Dixi!“

Ein Jubeln, ein Rauchen, von dem das Lal wiederhallte, lohnte den bündigen Redner.

Ein Fäßchen war bald aufgelegt, und als die Krüge ringsum gefüllt waren, erhob der Amtsrichter den seinigen und rief:

„Ein Schmolli der Ganzen!“

„Fiducit,“ girg die Antwort um den Tisch herum, und nun stimmte der Amtsrichter mit tiefer, dröhnender Stimme an:

„Das Jahr ist gut, das Bier ist geraten.“

Einfielen die anderen mit Tenor und Bass im Chor. Wie das so mächtig brauste und klang! Der Gesang zog die Kinder und Weiber aus dem Dorf hinaus. Sie guckten über und durch den Gartenzaun und drängten sich neugierig, Augen und Mund weit offen, in der Gartenpforte. Wegen des Wirtes wagten sie sich nicht weiter vor. Der stand mit seiner Tochter und Marie nicht weit vom Apfelbaum und blinzelte mit den Augen, als wollte er sagen: „Schau, schau, wie's der gestrenge Herr Amtsrichter noch versteht.“

Ja, er verstand den Komment noch, als sei er noch Senior. Es ward auf seinen Vorschlag mancher Salamander gerieben für die Lebenden und die Toten; er kommandierte zum Bierduell auf die Mensur, diktierte Strafen, kurz, er benahm sich mit einer Unfehlbarkeit und Würde, als umzirkelte sein Haupt noch die Krone des zweiundvierzigsten Tuf. Er hatte seinen Hut mit einer Burschenmütze vertauschen müssen und siehe, jetzt überreichte ihm auch eine Deputation den Hausorden des Bierstaates, der aus Storken bestand, die mit einer Schnur aneinander geknüpft waren. Die Ordenskette wurde mit einer scherzhaft feierlichen Rede dem ehemaligen Senior um den Hals gehängt. Er dankte in geziemender Weise, doch wie humoristisch er es auch tat, man merkte es ihm an, daß er in seinem Innern gerührt war, gerührter, als hätte er von seiner Regierung einen Orden erhalten.

„Kinder, hol's der Teufel,“ rief er mit strahlenden Augen im Kreise umschauend, „ich bin so fidel. Ach, man ist doch nur einmal Student.“

„Drum, Brüderchen, ergo hibamus!“ scholl es von

Der anderen Seite des Tisches her und ein Krug ward grüßend gegen ihn erhoben.

Schrumm tat einen tiefen Zug.

Aus dem Tale scholl ein eigentümlicher, langgezogener Ruf herauf. Es war der Ruf, welcher den Arbeitern an der Brücke den Feierabend verkündete. In dem Garten achtete niemand darauf. Nur Marie, welche die Arme in die Schürze gewickelt, in nachlässiger Haltung dastand und mit dem ihr eigenen fast leeren Blick auf die Befehenden unter dem Apfelbaum schaute, hob lauschend den Kopf.

(Fortsetzung folgt.)

Sezession 1907

Mag Liebermann.

Liebermann feiert in diesem Jahre seinen sechzigsten Geburtstag. Ihm ist daher auf der Sezession ein besonderer Saal gewidmet, auf den sich die Aufmerksamkeit konzentriert. Das Kabinett Liebermann bildet den Mittelpunkt der Ausstellung. Viel Lehrreiches gibt es da zu sehen, und das Auge kann hier sehen lernen, im Sehen sich üben. Eine neue Schönheit wird ihm aufgetan.

Die Bilder folgen sich chronologisch. Es kommen die Nummern 124—144 in Betracht. Das Streben und Können dieses Künstlers wird dadurch annähernd zum Ausdruck gebracht, und man kann in dieser chronologischen Reihenfolge, die von 1876 bis 1906 reicht, eine Entwicklung studieren, die in jeder Beziehung lehrreich und interessant ist. Folgen wir ihr und merken wir im einzelnen das Beachtenswerte an. Es sind fünf Perioden, die sich da abteilen. Das erste Bild (aus dem Jahre 1879) stellt „Jesus unter den Schriftgelehrten“ dar. Schon im Motiv eine Anlehnung. Die Namen Rembrandt, Menzel, Uhde fallen einem ein. Charakteristischerweise befindet sich das Bild im Besitz Uhdes. Von Religiosität ist natürlich hier nicht viel zu merken. Liebermann interessiert das Technische. Er sucht einen traditionellen Stoff mit Leben und malerischer Schönheit zu erfüllen. Das Bild enthält manche Härten und Ungleichheiten. Manche Farbe drängt sich zu sehr vor. Es ist keine künstlerische Einheit in dem Bilde. Liebermann strebt aus der Grau- und Braunmalerei heraus, vermag aber noch nicht, sich von dem Schema ganz zu befreien. Er hellt auf oder er löst noch nicht das Ganze in hell und dunkel. Licht ist in dem Bilde, es wirkt hell. Aber es fehlt das Fluten des Lichtes, es fehlt die Luft. Die Schatten sind noch nicht belebt. Die Frische zeigt sich in dem resoluten Versuch, ein altes Motiv neu zu beleben. Aber auch kompositionell ist das Bild uneinheitlich, steif. Man braucht nur Rembrandts gleichnamiges Bild anzusehen, um zu empfinden, was malerische Komposition ist und wie unendlich viel moderner Rembrandt, was Licht- und Luftmalerei und was Arrangement anlangt, den Stoff gestaltet hat. Nur die vorzügliche Zeichnung mahnt an den hervorragenden Künstler. Die Farben sind kraß oder tot.

Es folgt die „stoppende Frau“ von 1880. Das Genrebild alten Stils. Aber die flüssige Malerei in hellen Flächen hebt das Motiv und besonders schön wirkt die Landschaft, die hell und reich, in lichterem Grün durch das Fenster sichtbar wird. Dieses Stück ist eigentlich schon ein Ausschnitt der Natur, impressionistisch gemalt.

Dann kommt das „Altmännerhaus in Amsterdam“ (1880). Dieses Bild zeigt als erstes das Hinstreben Liebermanns zu einer malerischen, leichten, flüssigen Einheit. Unter den grünen Bäumen die alten Männer. Das Schwarz der Anzüge durch das einfallende Licht und das Grün verschieden getönt. Sehr lebendig ist das Motiv. Und man merkt schon das Hinstreben, aus einem Gesehenen eine malerische Schönheit herauszudestillieren.

Die kleine „Schusterwerkstatt“ zeigt wieder ein Anlingen an das Genremäßige bei freier, lichter Behandlung des Innenraumes.

Die „Rüpplerin“ (1882) zeichnet sich aus durch die flächige ruhige Behandlung der Farbe. Das Hellrot der Mauer, das Weiß der Fenster, das Blau der Schürze, das Schwarz des Kleides, das alles ergibt zusammen eine feine Harmonie von erlebener Schönheit. Man spürt schon das Hinneigen des Künstlers, Farben gewählt zu einander zu stimmen. Zudem hat Liebermann die Figur ins Freie gesetzt. Sie wirkt groß, tüchtig. Etwas Monumentales ist darin.

Alle die genannten Werke lassen sich zu einer Einheit zusammenfassen. Es ist eine bestimmte Periode. Der Künstler sucht die Leute bei der Arbeit auf. Ein ethisch-sozialer Zusammenhang besteht. Es ist einfach die Verwandtschaft mit dem Genrebild alten Stils wahrzunehmen. Denn bleibt Liebermann gern bei dem Innenraum. Und da, wo er das Freie gibt, bevorzugt er überdachte Laubgänge. Hier stimmen sich die Töne in Ruhe zusammen. Hier lebt der Raum, den der Künstler studiert und mit malerischen, feinsten Nuancen zu beleben trachtet.

Die nächste Periode beginnt mit der „Seilerbahn“ vom Jahre 1887. Ein Bild, das wie ein matt schimmernder Juwel wirkt. Ruhe in der Luft und in den Farben. Die Gestalt vollendet in den Raum gestellt, aufgelöst in den Massen. Der Reiz des Unscheinbaren, Stille umhüllt alle Dinge. Grausilbrig dümmert die Luft unter den grünen Bäumen. Mit sparsamsten Mitteln ist diese Schönheit herausgehoben aus einem alltäglichen Vorgang.

Die Studie zu den „Repflickerinnen“ (1887) wirkt durch die Größe der Auffassung, mit der die Gestalten in den Raum ge-

stellt sind. Die verwaschenen, dunkelgrünen und beinahe schwarzen Farben stehen wüchtig gegen den weißlichen Abendhimmel, und groß und kühn erheben sich vor dem Himmel die teils kauernenden, teils stehenden Gestalten. Mitletsche Größe ist darin, zugleich ein freierer Naturalismus.

Das „Stebenkist in Lehden“ (1890) ist nicht so fein wie die „Seilerbahn“. Hier webt der freie Raum bis in alle Tiefen und Höhen. Diese Tiefe des Bildes ist das Schöne. Die stummernde Schönheit der Blumen und Heden steht lebhaft gegen die ruhige, doch farbige Front des Hauses, vor dem die Frauen sitzen.

Es schließt sich hier das Bildnis des Bürgermeisters Petersen aus Hamburg vom gleichen Jahre an, das in seinen kühlen grauen und schwarzen Tönen, aus denen der Kopf in markanter Charakteristik herausleuchtet, vornehm wirkt, kräftig und doch reserviert.

Auf dem folgenden Bilde, das in einer großen Diele ostfriesische Bauern beim Tischgebet zeigt (ebenfalls von 1890), ist besonders der kleine Ausblick zu bemerken, den die offene Tür gibt. Innen braundämmriges Licht, das doch hell wirkt. Das Motiv erinnert an Israels und an Uhde. Entzückend ist der Ausschnitt der Landschaft in der Tür, mit dem blinkenden Grün und Rot in hellsten Farben.

In dem Bilde „Meine Eltern“ (1891) kommt Liebermann wieder auf das Gebiet des Porträts. Vater und Mutter sitzen sich gegenüber, die Gesichter sind prägnant behandelt mit schärfster Charakteristik. Das Malerische tritt hier zurück; eine gewisse Trockenheit ist bemerkbar. Der Hintergrund ist fein behandelt, besonders der Ofen, der in ungleichbaren Nuancen bläulich verschwimmt, aber im ganzen hat das Bild etwas Philiströses.

Das „Waldbild“ (1894) ist eines der wenigen Bilder, in denen Liebermann auf Figuren im Vordergrund ganz verzichtet. Unter den hoch sich breittenden Kronen schiebt und flimmert ein sanftes Licht. Die Sonne blizt zuweilen durch die Zweige. Rot, grün, blau webt die Luft. Und monumental wirkt die Studie zum „Sitzenden Bauer“ vom gleichen Jahr, das eine ganze Serie ähnlicher Bilder vertritt. Die Gestalten von Bauern und Fischern in den Dünen; vor dem grauen Sand, dem mattgrünen Gras heben sie sich groß und einfach ab, mit einer markanten, schlicht-ernsten Silhouette. Braune Kappe, mattrote Weste, graue Hosen. Ausdrucksvolle Gesichter.

Eine neue Periode beginnt mit dem Jahr 1904. Die „Badenden Jungen“ sind dafür ein Beleg. Hier tritt Liebermann mit einem Male entschlossen ins Freie. Die Farben spielen auf den Körpern. Der Raum lebt in freier, überwältigender Schönheit. Zum ersten Male eigentlich gibt sich Liebermann mit vollem Temperament ganz den Reizen der von bestem Licht getroffenen Farbe hin. Wenn man von hier aus zurück und auf die Innenräume und Gartenbilder blickt, die bis dahin die Sujets bilden, so begreift man die Bedeutung dieses Bildes. Bis dahin studierte Liebermann die Luft; nun führt er das Licht ein, das strahlend leuchtet.

Von einer anderen Seite packt Liebermann das gleiche Problem in den „Reitern am Meer“ (1901) an. Hier verschmilzt er zwei Einflüsse: Manet und Raube. Beide haben aus dem Meer als Hintergrund etwas Neues, Lebendiges herausgeholt. Die feuchte Luft umhüllt die Reiter; die Konturen lösen sich auf. Monumentalität ist trotz des kleinen Formats durch das delikate Zurückführen der Farben auf wenige, feine, flüssige Kontraste, ein mattes Grün und Grau, zu dem das Schwarz der Anzüge der Reiter und das Braun der Pferde unendlich fein wirkt. Leicht umfließt die grünlich schimmernde Atmosphäre die Dinge.

Die gleiche Kühnheit zeichnet auch das Bild von 1902 „Pferde in der Schwemme“ aus. Hier ist alles auf Grau gestimmt. Mit dem „Haus im Park“ (1903) beginnt eine neue Etappe. Die Farbe tritt energischer in ihr Recht. In Weiß und Grün, leuchtet pridelnd die bunte Fassade unter dem Laubdach hervor. Man denkt an Trübner bei diesen breit hingestrichenen Farben.

Wundervoll belebt bis in die kleinsten Nuancen ist dann wieder das Bild „Kinder, die zur Schule gehen“ (1904). Ramentlich die seitliche Hausreihe zeigt in ihrem weichen Zueinander der Farben die wohlthuendsten Feinheiten.

Diese Farbenfreude steigert sich (unter dem Einfluß der Bilder van Goghs) zu einer schmetternden Pracht in den beiden Bildern „Judenstraße“ (1905) und „Fassade in Noordwijk“ (1906). Ramentlich das erstgenannte mit der dunkelbraunen Fassade, der kreisgrünen Gemülsaussage, den flatternden, bunten Züchern ist in seiner Kraft ebenso wie in seiner Bescheidung auf das wesentliche ein Werk eindringlichster Prägung. Das andere ist ruhiger und hat stilllebenartige Wirkung mit seinem Weiß und Braun.

Die letzte Etappe stellt der „Hamburgische Professorenkonvent“ (1906) dar. Damit versucht sich Liebermann auf einem neuen Gebiet, auf dem Figurenbild, wie wir es bei Rembrandt sehen. Sechs Professoren sitzen um einen schräg in das Bild reichenden Tisch, der mit einem grünen Tuch bedeckt ist. Der siebente steht hinten an der einen Ecke. Bücherchränke bilden den Hintergrund. Hier bleibt Liebermann offensichtlich in den Einzelheiten stehen. Es gelingt ihm nicht, das Ganze mit Verbe zu bewältigen. Sein sonst so bewegliches Temperament scheint mit bleiernem Gewicht behängt. Diese Personen sind nicht um einen Mittelpunkt gesammelt, sie sitzen einzeln, jeder für sich da. Das Ganze hat keinen Zusammenfluß, keinen Zusammenfluß. Es ist

als Ganzes nicht momentan scharf gesehen. Das Impressionistische, das Liebermann predigt, fehlt. Das Bild ist gestellt; und nachträglich soll Frische hineinkommen. Von außen, nicht von innen kommt sie. Und so fallen die Teile auseinander und haben keine Beziehung. Eine Unbeholfenheit, die Liebermanns Ehrlichkeit ein gutes Zeugnis ausstellt. Dies kann man um so eher sagen, als in den Einzelheiten noch Feinheiten genug stecken. Das sieht man am besten, wenn man jede Person für sich betrachtet. Dieses Leben in den Fügen, diese malerische Kraft! Die Delstudien zeigen das besonders und die Zeichnungen, die nur den Umriss geben, die schnelle Notiz des Gerippes, während die Delstudien die malerische Haltung geben, erhärten das; beide zusammen beweisen, wie viel ehrliche, tüchtige Arbeit in dem Bilde steckt, das mancher akademische Maler vielleicht gewandter heruntergemalt, dabei aber an keinem Teile die herbe Kraft erreicht, die hier überall durchblickt.

Dies ist die Entwicklung während dreißig Jahren. Zuerst ist der Einfluß Mengels überwiegend. Dann kommen Israels, Millet, Manet, Gogh in Betracht. Man kann kein Bild angeben, auf dem Liebermann ganz ein Eigener ist. Er steht viel und ist sehr empfindlich für Eindrücke. Andererseits auch kein Bild, in dem nicht über dem Einfluß noch ein Anderes steht, die künstlerische Disziplin und Energie, mit der sich der Künstler das Fremde zu eigen macht. Darum konzentriert sich für uns in dem Werk dieses Künstlers das Streben der Zeit; in der deutschen Kunst der Gegenwart steht er an erster Stelle. Bon E. Schur.

Kleines feuilleton.

Sammeleifer und Tierquälerei. Wenn die ersten warmen Sonnenstrahlen im Frühling das Erdreich erwärmen, regt es sich unter Stock und Stein, in Gestrüpp und Gesträuch, an Busch und Baum, unter Schutt und Scherben; ein geheimnisvolles, geschäftiges Krabbeln und Krabbeln beginnt, ein Hin und Her, ein Winden und Wenden; was ruhevoll lag, läuft nun lustig, was wie tot verharrte, hastet mit launiger Tappschleife voran und fürbaf. Das Riesenreich der Insekten ist lebendig geworden. Die riesigen Heerschaaren der Käfer rüsten zu ihren Raubzügen, die allgewaltigen Ameisen arbeiten sich heraus, die Asseln, Spinnen, Vibellen und Falter werden lebendig. Im feuchten Waldhumus hüpfen kleine schwarze Springschwänze, winzige Milben mühen sich weiter, Fadenwürmer, Wurzelfühler, Nadelstierchen, Amöben und Infusorien kriechen im Waldesgrunde umher, indessen in den ergrünen Kronen der Bäume sich gemach die Luftschifferabteilung der großen Insektenarmee breit macht. Die ersten warmen Tage locken aber auch die zahlreichen Verfolger hinaus, und damit haben die Insekten keine ruhige Stunde mehr. Man vermeint wohl, es sei ein wahrer Segen, daß dem Ungeziefer eine ordentliche Sintflut von Verfolgern und Peinigern auf den Hals geheßt sei. Sehr zu Unrecht! Abgesehen von eilichen Sündern und argen Treibern, die den Kulturen schaden, haben wir — ganz abgesehen von den Immen — eine große Anzahl von Insekten, von Käfern und Faltern, die als berufsmäßige Brautführer und Heiratsvermittler Blumen und Blüten zur Befruchtung bringen. Ja es gibt sogar Pflanzen, die nur durch ganz bestimmte Insektenarten befruchtet werden können und die, wenn diese Insekten ausbleiben, zu dem letzten Verzweilungsmittel, der Blutschande, der Selbstbefruchtung, greifen, um nur die Art zu erhalten, obgleich schon der unmittelbare Nachkömmling ein Schwächling wird und die deutlichen Spuren rascher Degeneration an sich trägt. Wie ungeheuer wichtig kann also die Arbeit und die Existenz des verachteten „Ungezieters“ werden!

Aber nicht die tierischen Feinde allein stellen den Regionen von Kleintieren, den Kerbtieren, Haut- und Nessflüglern, den Hittengepanzerten Käfern und den leichtbeschwingten Faltern, diesen poetischsten Vertretern, nach; zu ihren eifrigsten Verfolgern zählen die fanatischen Sammler aller Verufs- und Altersklassen, von der wahllos mordenden Schuljugend an bis zum reifen Manne, der zu wissenschaftlichen Zwecken seiner bestimmten Beute nachjagt. Im Frühjahr, wenn der April die Knospen sprengt und der Mai das frische Blut durch die Adern der Pflanzen jagt, wenn die Lenzblumen ihre Blüten erschließen und die ersten zarten Düfte ihrer ätherischen Öle in die Winde streuen, beginnt sich schon zur Lust am Leben das Leid des Verfolgterdendens zu gestalten. Die Knaben ziehen aus, mit Netz und Blechbüchse, Nadeln und Messer bewaffnet. Die wilde Hejagd beginnt. Es kommt einem hart an, die Beobachtungen, die man auf seinen Spaziergängen, Wanderungen und Streifen in Wald und Feld, auf der Wiese und am Wasser gemacht hat, niederzuschreiben. Aber zu Ruß und Frommen vieler sei es getan! Denn was man da an Grausamkeit und Rohheit, Hartherzigkeit und Gewissenlosigkeit unter der struppelosen „besseren“ Jugend erlebt, ist so schändlich, daß es in rüchhaltiger Weise der Kritik bedarf. Harte Tatsachen lassen sich nicht durch schöne Gefühle verdecken. Doch lassen wir Beispiele!

Der erste beste Käfer, der gefunden wird, und sei es ein Herrgottkäferlein mit schwarzgetupftem Purpurmantel, ein Käferchen, das mit großem Eifer den schädlichen Blattläusen nachstellt, wird ohne Bedenken auf die Nadel gespießt und im Zigarrenkasten festgesteckt. Es dauert nicht lange, so wird ihm ein schimmernder Goldschmied, der eilig über den Weg rannte, zugefellt. Vielleicht gelingt auch der Fang eines schwarzen Lederlaufkäfers, eines glänzenden Puppenräubers oder anderer größerer und kleinerer

Vertreter der Käfergarde; alle teilen sie das harte Geschick des Herrgottkäferleins: sie werden grausam auf die Nadel gespießt und in den Kästen gebracht. Mehr denn einmal habe ich Lüben in flagranti ertappt. Auf die Frage, was mit den Tieren geschehen soll, kommt die Antwort: die werden aufgespannt. Und auf die Erkundigung, wie sie getötet werden, die Auskunft: die gehen bald kaputt! Das vermag man kaum zu glauben. Aber es ist leider wahr. Wer da weiß, welch ein zähes Leben die Käfer haben, wie sie von Schwefeläther kaum betäubt werden und in gewöhnlichem Brennspiritus nach minutenlangem Eintauchen keinen Schaden nehmen, sondern herausgebracht nach kurzer Zeit wieder zu sich kommen, obwohl einzelne Weichteile scharf angegriffen sind, der kennt die furchtbaren Qualen, die ein Käfer auf dem Spannbrett leidet, bis er nach acht, zehn, zwölf Tagen und Nächten endlich an der Nadel verhungert. Mit der größten Seelenruhe erzählte ein Knabe, daß ein Rosenkäfer noch in der siebenten Nacht mit den scharfstrahligen Beinen gegen das Spannbrett gekracht habe und daß er am Morgen in einer Lage gefunden wurde, die eine halbe Umdrehung um die festgesteckte Nadel notwendig gemacht hatte. Kräftige Käfer, die nicht fest genug ins Holz eingespießt waren, arbeiten sich los und schleppen sich dann mit der Nadel im Leibe elend weiter. Das sind Grausamkeiten, wie sie gräßlicher die menschliche Phantasie kaum erfinden kann, Grausamkeiten, die noch über das barbarische Spiel der Kinder hinausgehen, die den langbeinigen Schneiderspinnen die Beine ausreißen, um ihre zuckenden Bewegungen zu beobachten. Sieh den Zimmermann! rufen die grausamen Mörder dann in stolzer Freude, weil ihnen das Schreckliche und Verwerfliche ihres Treibens gar nicht zum Bewußtsein kommt. Und das ist auch der Fluch der rohen Tat, daß sie fortzeugend Noheit mit gebären.

Käfer müssen in möglichst 99prozentigem Spiritus getötet werden. Erst wenn sie tot sind, kann man sie aufspießen. (Nadel durch den oberen rechten Flügel, sodaf sie zwischen den ersten Beinpaaren herauskommt!) Wer Käfer sammeln will, soll immer ein breithalbes Glas mit stärkstem Spiritus in der Tasche haben.

Gänzlich ungenügend sind auch die Schmetterlingsjäger ausgerüstet. Viele versuchen den Fang mit dem Hut oder gar der Hand. Meist wird dann der Falter — jetzt fliegen schon Füchse und Tagpfaunenaugen — angeschlagen, an Leibe verletzt, an den Flügeln verfehrt — ein verwundenes Tier flattert er erschreckt und gequält auf und davon, um vielleicht von einem zweiten Verfolger noch ärger mißhandelt und geschunden zu werden. Aber auch mancher lustige Sommervogel, der im Neze gefangen wird, stirbt einen grausamen Tod. Der bedachtlose Mörder drückt ihm den Brustkasten zusammen und legt den Betäubten in die Schachtel. Es dauert nicht lange, so kommt der Falter wieder zu sich und das heftige Zittern seiner Flügel verrät, daß er der Brustfolter nicht erlegen ist, sondern nun langsam seinem qualvollen Ende entgegengeht. Viele Sammler spießen auch die Schmetterlinge, die noch eifriger begehrt sind als die Käfer, ohne Vorzornis auf, bringen sie aufs Spannbrett, überspannen die ausgebreiteten Flügel mit Papierstreifen und wundern sich am nächsten Morgen, daß das gemarterte Tier die Flügel unter dem straffgespannten Papier losgerissen, herausgezogen und total verfehrt hat. Natürlich wird ein Schmetterling, der seine Schuppenpracht eingebüßt hat, unbarmherzig von der Nadel gezogen und weggeworfen. Ob er tot ist — was schiebt das den hartherzigen Sammler!

Schmetterlinge tötet man durch scharfen Schwefeläther, und auch hierbei muß man sich vorsehen, daß man sie nicht bloß in einer Betäubung läßt. Am besten ist es, wenn man die gefangenen Opfer im Neze betäubt, um ihnen die Flügel zu lähmen, alsdann nimmt man sie unverfehrt heraus, tötet sie über einem mit Äther gut durchtränkten Wattebausch oder Korklager und spießt sie dann auf. Nur so hat man einigermaßen Gewißheit, bei genügender Vorsicht und Geschicklichkeit einen unverfeherten Schmetterling als schönes Exemplar in den Kästen zu bekommen. Nachfalter und zählebige Abendsschwärmer kann man mit Nikotin (Suder) töten oder ein anderes wirksames Gift verwenden; Äther langt da oft nicht zu.

In ähnlicher Weise wie Käfer und Falter werden Libellen und Wassertiere, Molche, Salamander, Krebse, Schfen, Ringelnattern, ja selbst Kaulquappen und Frösche gemartert. Nur spielt hier oft das Messer eine grausame Rolle.

Wir wollen hier nicht rechten, welche der Tiere schädlich, welche nützlich sind, auch nicht darüber, bei welchen der Schaden größer ist als der Nutzen oder der Nutzen größer als der Schaden. Hier sei lediglich auf die oft unbewußten Grausamkeiten und Scheußlichkeiten aufmerksam gemacht, die meist von der unbedachten Jugend beim Fange und Sammeln von Tieren aller Art begangen werden. Hier kann und muß sowohl Elternhaus wie Schule mit allen zu Gebote stehenden Mitteln eingreifen, bessern und retten, was zu retten ist. Aufklärung zur rechten Zeit, Belehrung über die Verwerflichkeit aller gegen das Leben begangenen Noheiten, Stärkung des moralischen Gefühls und Anleitung zum rechten Verständnis des Seins und der Wirksamkeit der Lebewesen führen zu einer Schärfung des Bewußtseins, einer besseren Würdigung und höheren Wertung des Lebens und bilden dem Verständnis des höheren sozialen Zusammenwirkens für das spätere Leben eine gesündere Basis. E. O.

Aus dem Tierleben.

Die Nachtigall. Mitte oder Ende April pflügt die Nachtigall aus südlichen Zonen in den nordischen Wald zurückzuziehen. Zuerst

erscheinen die Männchen, und wenn zufällig mehrere Männchen in derselben Gegend zusammentreffen, so lassen sie in der Nacht ihr Lied erschallen und suchen sich zu überbieten, um die vorüberziehenden Weibchen anzuloden. Das Lied der Nachtigall ist von Alters her von den Menschen gepriesen worden. Wenn man den kleinen, unscheinbaren Vogel betrachtet, so kann man sich füglich wundern, daß eine so kleine Kehle so kraftvolle Töne hervorzubringen vermag. Die Laute werden nicht von dem hinter der Kehle sitzenden Kehlkopf, sondern von einem zweiten Kehlkopf, der am Ende der Luftröhre in der Brust liegt, erzeugt. Die fünf inneren und zwei äußeren Stimmbänder werden durch sechs Muskelpaare gespannt, und diese Singmuskeln sind besonders kräftig entwickelt. Nicht alle Nachtigallenarten singen gleich schön. Die Aunachtigall oder der Sprosser aus dem Osten und Norden Europas singt schmetternder und kräftiger als die in Deutschland heimische Art, deren Gesang dafür schmelzender ist. Es gibt Nachtigallen, die vorzugsweise in der Nacht singen, und andere, die erst mit Morgenrauschen zu singen anfangen und den Tag über das Aufzuziehen fortsetzen. Nur wenige Wochen des Jahres bieten den Genuß des Nachtigallengesanges. Nach dem Johannistage verstummt er, man hört dann nur noch das Zwitschern der Jungen, die sich die Stimm des Vaters anzuweihen bemühen. Die Nachtigallenester befinden sich gewöhnlich in dichtem Gebüsch oder in hohem Grafe, dicht über dem Erdboden oder unmittelbar auf ihm. Sie sind aus dünnen Blättern, Gräsern und trockenen Wurzeln hergestellt. Die Eier, 4 bis 6 an der Zahl, werden vom Weibchen und vom Männchen abwechselnd in 14 Tagen ausgebrütet. Die Nahrung der Nachtigallen besteht aus kleinen Raupen, Schmetterlings- und Ameisenpuppen, Larven, Fliegen und Käfern. Im Hochsommer werden von ihnen auch allerlei Beeren (Johannes-, Wachholder- und Faulbaumbeeren), verzehrt. Mit Vorliebe nisten diese Vögel in der Nähe eines Gewässers, eines Waldsees, eines Wasserfalles, eines Flusses usw. Von dem Wohnort der Nachtigallen soll ihr Gesang sehr wesentlich beeinflusst werden. Die an Flussufer lebenden sollen besonders schön singen. Es heißt, daß das Rauschen des Wassers die Vögel zu immer neuem Gesange reizt. Auch der Umstand, daß sich in den wasserreichen Gegenden zahlreiche Nachtigallen im Unterholz ansiedeln, bewirkt, daß die Männchen, die meistens in der Mehrzahl sind, einander in der Leidenschaftlichkeit ihres Gesanges zu übertreffen suchen, um im Wettbewerbe um das Weibchen zu siegen. Während des Singens pflegt die Nachtigall eine erhöhte Stelle aufzusuchen, damit ihr Gesang möglichst weit hin schallt. In der Zeitschrift „Natur und Offenbarung“ erinnert Eduard Vode an die zahlreichen Versuche, die seit langem angestellt worden sind, um den Gesang der Nachtigallen in sprachlichen Lauten nachzuahmen oder zu versinnlichen. Aber keiner der menschlichen Laute vermag den Reiz wiederzugeben, der in dem Nachtigallenliede liegt. Zahllose Dichter haben ihre Leier zum Preise der Nachtigall erklingen lassen. Auch die Sage hat sich dieses Vogels bemächtigt und die klagenden Laute ihres Gesanges zu begründen gesucht. Die Griechen erzählten, daß die Schwester des thrasischen Königs Tereus Philomele, dessen Söhnchen tödete und nach ruhelosem Umherirren die Götter anflehte, sie in einen Vogel zu verwandeln. Das geschah und bis zum heutigen Tage klagt sie als Vogel ihr Leid. Vielleicht will, wie Vode meint, die Philomelesage die Trauer um die so schnell verblühende Kindheit und Jugend zum Ausdruck bringen. Wie Frühling und Nachtigallensang ist auch die menschliche Jugend schnell verfliehet. Geibel glaubte aus den Lauten des Nachtigallensanges die Worte: „Zurück, zurück! oder: Zu spät, zu spät! herauszuhören. Die deutsche Sage hat die Nachtigall in verschiedener Weise mit dem Kinde in Verbindung gebracht. Ein in Süddeutschland verbreiteter Glaube läßt die Nachtigall als Todkinderin erscheinen. Singt sie im Garten eines Kranken, so stirbt er; pflückt sie an ein Fenster, so meldet sie den Tod eines in der Ferne weilenden Verwandten oder Freundes. Zu allen Zeiten haben die Menschen die Nachtigallen geschont. Im Jahre 1592 wurde ein Erlass veröffentlicht, nach dem der Nachtigallensang verboten wurde. Friedrich Wilhelm III. bedrohte im Jahre 1798 jeden, der eine Nachtigall fing oder hielt, mit 50 Talern Strafe und sicherte dem Angeber 30 Taler Belohnung zu. Die Römer haben allerdings nicht immer genügendes Verständnis für den poetischen Reiz des Nachtigallengesanges bewiesen. In der Zeit ihrer Entartung haben sie Nachtigallen verzehrt und ungeheure Summen aufgewandt, um sich diesen vermeintlichen Genuß zu verschaffen. Leider sind die Nachtigallen auch heute in Italien ihres Lebens nicht sicher. Sie werden dort, wie Tausende andere Jungvögel fortgefangen und verzehrt, allerdings nicht aus Schwelgerei, sondern aus Hunger. Gelegentlich werden Nachtigallen auch gefangen, um in einen Käfig gesetzt zu werden. Diese Unsitte war auch schon bei den Römern verbreitet. Für gute Sänger wurde kein Geld gezahlt. Plinius erzählt, daß 950—1000 M. für einen einzigen Vogel geboten wurden. Die Nachtigall stirbt in der Gefangenschaft gewöhnlich bald.

Medizinisches.

Die Furcht vor dem Scheintode und seinen fürchtbaren Folgen ist heute bei weitem nicht mehr so verbreitet wie früher, da die Fortschritte der medizinischen Wissenschaft den Arzt in den Stand setzen, mit großer Sicherheit den wirklichen Tod vom Scheintode zu unterscheiden. Um aber auch ängstlichen Gemüthern den letzten

Zweifel zu nehmen, hat nach einer vom „Prometheus“ übernommenen Mitteilung des „Scientifico American“ ein Arzt das folgende, angeblich untrügliche Mittel angegeben, um den Scheintod zu erkennen. Im Falle des Zweifels wird eine Lösung von Fluorescein, das bekanntlich in sehr starker Verdünnung noch deutlich färbt, tief in das Gewebe eingespritzt. Besteht dann noch die geringste Circulation der Säfte, ist also das Leben noch nicht völlig aus dem Körper entflohen, so tritt nach kurzer Zeit eine deutliche Selbstfärbung der Haut und der Schleimhäute ein, während die Augen eine smaragdähnliche Farbe annehmen. Hat aber der Säfteumlauf aufgehört, so tritt die Erscheinung nicht ein. Falls das Leben noch nicht erloschen war, so schadet die Injektion dem Patienten nicht und die Färbung verschwindet nach kurzer Zeit.

Notizen.

— Ein burlesk-romantisches Lustspiel „Gullia“ von Paul Ernst, das in Bagdad zur Zeit Harun al Raschids spielt, erwieß sich im Kölner Schauspielhaus als ziemlich theaterfremd.

— Der Münchener Hoftheaterandal, der durch die Artikel des „Bayer. Kur.“ gegen den Generalintendanten v. Speidel, den Musikdirektor Rottl und den Regisseur Heine veranlaßt wurde, wird vor dem Münchener Amtsgericht aufgerollt. Die Verhandlungen, zu denen zahlreiche Zeugen aufgebeten sind, begannen am Donnerstag.

— Ein Industriemuseum wird für Essen geplant. Die Unterstützung der Großindustrie ist gesichert.

— Russische Zensur in Deutschland. Die vereinigten Theater in Breslau beabsichtigten im Stadttheater in Deuthen (D. Schl.) die letzte Riete des Berliner Deutschen Theaters: „Der Gott der Rache“ von Schalom Asch aufzuführen. Die russisch-jarftührende Polizei kam indes mit einem Verbot dazwischen. Vielleicht stellt sich noch heraus, daß unsere Wohlthätige russischer denn die zarische Zensur empfindet. Sintermalen unseres Wissens das Stück in Rußland nicht verboten ist.

— Dem verdienten Biologen Theodor Schwann (1810 bis 1882) soll in seiner Vaterstadt Reuß ein Denkmal errichtet werden.

— „Armeemarschvolkslieder“. Das Wort klingt barbarisch, aber es entspricht den Tatsachen. Der Minister gegen die Kultur, Herr Studt, hat zur Belebung des Patriotismus die deutsche Literatur um diesen Begriff bereichert. Es verwarf der Musikdirektor Hummel achtzehn beim Kaiser besonders beliebte Armeemärsche mit „vollständigen Dichtungen“ und Herr Studt empfiehlt diese „Armeemärsche in Liedern“ den Lehrern und Schülern zur Anschaffung. Was dabei herausgekommen, kann man sich ungefähr vorstellen. Die „Frankf. Ztg.“, der die schönen Paarungsprodukte des patriotischen Vlechs mit der patriotischen Phraseologie vorgelegen haben, gibt einige Proben davon. Vornemanns „Infanterielied“ entwickelt den schönen Reim:

„Regimenter der Arme
Aufmarschiert in Linie.“

Der Dessauer Marsch ist folgendermaßen verächtelt worden:

„Wenn wir im Feld marschieren, so leiden wir nicht Rot,
Wenn unser Herz nur fröhlich und uns're Wangen rot,
Und wenn wir bivouacieren, so brauchen wir kein Bett,
Wir wissen, daß auf uns kein Sternelein fällt.
Doch weckt uns die Trompete, wer fragt da lange: wann?
Mit Trommeln und mit Pfeifen fängt erst das
Leben an.“

In anderen „Liedern“ feiert der wüßteste Kannibalismus Orgien. Auch die Mädchen, für die eine besondere Ausgabe bestimmt ist, sollen vom Fahnenreiß, blanken Waffen und lebendem Feindesblut singen.

Bäckerlichkeit tötet im Kulturstaate Preußen bekanntlich nicht. Aber was sagt die Lehrerschaft zu diesen Zumuthungen, die eine Schmach und ein Hohn sind auf die sorglichen und mühsamen Versuche, die Kunst im Volke zu entwickeln?

Gefälschte Statuen. Es ist wohl kaum bekannt, schreibt der „Gil Blas“, daß die Statuen der großen Generale und Marschälle der Revolution und des ersten Kaiserreiches, die auf dem Ehrenhofe von Versailles stehen, fast alle „gefälscht“ sind. Als Louis Philipp beschloß, Versailles „allen Ruhmeserinnerungen Frankreichs“ zu widmen, besuchte er auch ein Depot, in dem Marmorarbeiten aufgespeichert waren, da er hoffte, hier einige Statuen von berühmten Kriegsmännern zu finden, die im Hofe des Palaftes aufgestellt werden konnten. Er fand aber nur Statuen von Generalen Napoleons I., wie Colbert, Despaignes, Roussel; da es ihm schien, daß die Uniformen sehr schön, die dargestellten Persönlichkeiten aber nicht genügend berühmt wären, so kaufte der sparsame Monarch den ganzen Satz Generale, ohne die Köpfe, für einen billigen Preis auf. Für die enthaupteten Statuen wurden nun die Köpfe von Masséna, Lannes usw. bestellt, man setzte sie den Marmorleibern auf und stellte dann die neuen Generale auf Sockeln auf. Es blieb nur noch übrig, Inschriften auf dem Sockel anbringen zu lassen „Dem berühmten General Soundso“, und alles war fertig. So hat Versailles seine gefälschten Statuen erhalten.